



4)

Die Nacht war wunderschön; der Vollmond warf seine Strahlen auf das leise rauschende Meer, das wie flüssiges Silber die Insel umspülte. Nur das Plätschern der kleinen Wellen durchbrach die Stille.

Sie traten zu der Herme. Helene lächelte, als Carmelo ehrfürchtig den Kranz auf das graue Steinhaupt legte. Dann glitt ihr Blick tiefer, und sie fuhr unwillkürlich einen Schritt zurück und suchte nach Carmelos Hand.

Der Mond beleuchtete das steinerne Gesicht, ein leichter Wind bewegte die Blätter der Orangenbäume, sodaß sie seltsame Schatten warfen. Helene starrte die Herme an. Etwas unsäglich Böses, Grausames lag auf diesen Zügen, etwas Unbarmherziges. Und jetzt:

«Carmelo!» Helene schrie die Worte fast. «Er grinst, grinst böse. Was ist das? Er bewegt die Augen. Er sieht mich an!»

Sie riß sich von Carmelo los und lief über die Terrasse, lief, atemlos, keuchend, an allen Gliedern zitternd, bis sie das Haus erreichte.

Hier, im freundlichen Licht des elektrischen Lüsters, kam sie zur Besinnung.

Ich bin ja verrückt, dachte sie. Eine alte Statue, auf die die Blätter Schatten werfen. Daher das Grinsen, die Augen, die sich bewegen. Mein Gott, wie kann ich nur so dumm sein? Ich werde mir morgen bei Tageslicht den braven Gott ansehen. Carmelo und dieser alte Bucklige haben mich mit ihrem Aberglauben angesteckt. Aber daß ich so kindisch sein kann! Wenn das jemand wüßte. Ich müßte mich zu Tode schämen.

Die Tür des Salons wurde geöffnet; der Lüster war nicht stark genug, um den großen Raum zu erhellen, und die Tür lag im Halbschatten. Ein Kopf erschien, nur ein Kopf, der Körper verschwamm im Dunklen. Ein schöner Kopf, das zerzauste Haar stand zu beiden Seiten hoch, wie kleine Hörner, und der Mund lächelte spöttisch, böse.

Helene schrie auf.

«Habe ich Sie erschreckt, schöne Nichte?» fragte Benedetto's heisere Stimme. «Verzeihen Sie. Es tut mir leid.»

Helene versuchte zu lachen. «Es ist so dunkel bei der Tür. Ich erkannte Sie nicht; ich... ich glaubte fast...»

«Daß der große Pan Ihnen einen Gegenbesuch abstatten will, wie?» Und durch den großen Raum klang das unheimliche krächzende Lachen.

\*

Zwei Tage lang wußte Helene nicht, was ihr fehle. Sie war nervös, konnte keinen Augenblick ruhig bleiben, lief vom Haus in den Garten, vom Garten ins Haus, versuchte mit den Diensthöfen zu reden, deren Italienisch sie kaum verstand, klingelte ohne jeden Grund nach

dem Kammerdiener, dessen ruhige, kalte norditalienische Art ihr wohlthat, begleitete Carmelo, so oft er das Haus verließ, ertrug es nicht, allein zu bleiben.

Was fehlt mir denn? fragte sie sich verzweifelt. Ich bin doch kein hysterisches Frauenzimmer. Ich habe nie Nerven gehabt. Carmelo ist reizend zu mir, ich müßte glücklich sein. Ja, ich müßte es, aber ich bin es nicht. Irgend etwas liegt auf meinem Herzen wie ein Stein. Ich kann nicht atmen. Ich kann nicht lachen. Es klingt so merkwürdig, wenn ich lache. Heimweh ist es nicht. Ich habe nie an meinem Zuhause gehangen. Auch nicht an meinen Freunden. Was fehlt mir denn?

Und dann, ganz plötzlich, erkannte sie, was es war: die Stille. Die unendliche Stille der Insel. Sie war die große Stadt gewöhnt, den Lärm der Straßen, die vielen Menschenstimmen. Hier hörte sie nur das leise Rauschen des Meeres, das gegen die Insel brandete. Hier war die Stille etwas fast Greifbares, etwas Gewaltiges, Drohendes, Feindseliges. Das Ticken einer Wanduhr klang wie Lärm, jeder Schritt schien widerzuhallen wie in einem Gewölbe, und alles, jeder Laut, jeder Ton wurde sofort von der Stille verschlungen. Um die Mittagszeit war es am ärgsten. Da regte sich kein Blatt an den Bäumen, selbst das Meer schien zu verstummen. Die ganze Insel hielt den Atem an, niedergedrückt von der Hitze, die auf ihr lastete. Carmelo hielt seine Siesta ab, Benedetto saß in seinem Zimmer, auch die Diensthöfen schienen zu schlafen. Nur Helene wachte, mit zum Reißenden gespannten Nerven, schweißgebadet, als sei sie eben aus einem Alpdruck erwacht. Sie saß in ihrem kleinen Salon, ein Buch in der Hand. Aber sie konnte nicht lesen. Die Buchstaben verschwammen vor ihren Augen, und wenn sie sich dennoch zum Lesen zwang, begriff sie den Sinn der Worte nicht. Alle ihre Sinne schienen gelähmt: nur das Gehör nicht. Sie lauschte, lauschte unentwegt, nach einem Ton, einem Geräusch, nach etwas, das diese entsetzliche Stille unterbräche. Vergeblich. Sie fühlte, wie diese Stille, von der die ganze Insel beherrscht wurde, bis zu ihr drang, sie einhüllte, sie erstickte. Sie schloß die Augen und versuchte zu schlafen, aber die Stille preßte ihr die Kehle zusammen, so daß sie auffuhr und unbewußt nach ihrem Hals griff, um würgende Hände abzuwehren. Sie sagte laut ein Wort vor sich hin, doch das Wort fiel in die bodenlose Tiefe der Stille und ertrank. Sie stellte sich die Stadt vor, wollte in ihrem Gedächtnis das Rattern und Tuten der Autos, das Klingeln der Straßenbahnen erwecken, die Rufe der Straßenhändler. Vergeblich. All das erschien ihr unwirklich, etwas, das sie einmal vor vielen Jahren geträumt hatte; wirklich war nur die Stille. Friedhofsstille, das

Wort fiel ihr ein, und sie schauderte. Der Tod. Sie hatte nie an den Tod gedacht. Nun schien er mit einemmal ganz nahe zu sein. Hier auf der Insel... auf der Terrasse, wo der große Pan höhnisch grinsend stand. Oder in den zwei Zimmern, wo Benedetto zwischen seinen Büchern hockte, ein Mensch, der nur mit Toten verkehrte, nur von Toten sprach, von Griechen und Römern, von alten Göttern, der nicht in dieser Welt lebte. Die Sonne glühte feindselig, gefährlich. Ihre Strahlen waren Pfeile, die töten konnten. Pfeile, die lautlos durch die Stille schwirren.

Helene ertrug es nicht länger. Sie eilte ins Schlafzimmer und rüttelte Carmelo wach. Als er sie dann fragte, weshalb sie ihn geweckt habe, wußte sie nichts zu sagen. In seiner Nähe, beruhigt vom Klang einer Menschenstimme, fand sie die eigene Angst töricht.

Carmelo war ärgerlich. «Hierzulande muß man eine Siesta halten, wenn man nicht krank werden will,» sagte er. «Du müßt dich daran gewöhnen, Elena, und wenn du nicht schlafen kannst, so störe wenigstens nicht die anderen.»

Er hatte sich in den wenigen Tagen völlig verändert. Nun trug er keinen von einem englischen Schneider gebauten Anzug mehr, ging in weißen Flanellhosen umher, eine breite Schärpe um die Taille. Das offene Hemd ließ den kräftigen, gebräunten Nacken sehen, er kleidete sich abends zum Diner nicht um. Den halben Tag verbrachte er mit Fischen. Sonst schlenderte er planlos im Garten oder saß rauchend im Haus. Er las nichts, er tat nichts, konnte stundenlang dasitzen, die Pfeife im Mund, die Augen aufs Meer gefeet.

Der Anblick reizte Helena. «Wie kann man nur so faul sein?» sagte sie.

Er lachte. «Was soll ich denn tun? Mich abhetzen wie ihr andern dort draußen? Wir haben ja alles, was wir brauchen. Laß mich mein Leben genießen.»

«Ein Mann kann doch nicht den ganzen Tag faulenz?» Helene dachte an den Vater, der nie rastete, an seine Geschäftsfreunde, dachte an die jungen Leute, mit denen sie befreundet gewesen war. Die hatten freilich nicht gearbeitet, aber sie hatten Sport getrieben, jede ihrer Stunden war von etwas ausgefüllt gewesen.

«Was soll ich denn tun, Elena?» fragte Carmelo träge.

«Etwas, irgend etwas, wie die anderen.»

Er setzte sich auf. Seine Stimme wurde schmeichelnd: «Wozu, carina? Was hat euch das ewige Etwas-Tun genützt? Ihr habt gehetzt und gearbeitet, und dann ist der Krieg gekommen, und alle eure Arbeit war vergebens. Ja, ich weiß, einige sind reich geworden dabei, die pesceciani,» er sagte das italienische Wort für die Kriegsgewinnler: «Haifische». «Aber das ist nichts für uns. Wir nähren uns nicht